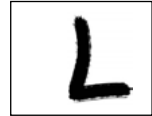


Wolfgang Asholt/Ottmar Ette



## Einleitung

Wenn zahlreiche und vielfältige Zeichen nicht trügen, ist die Literaturwissenschaft, aber nicht nur sie, dabei, die Bedeutung der außerliterarischen Referenzen, also des Lebens für die Literatur und in der Literatur wiederzuentdecken: „The return of the real“ scheint eine Epochensignatur zu werden. Aber wie real ist dieses Reale, wie lebendig ist dieses Leben (in) der Literatur? Und wie lässt sich dies mit der Aufgabe der Philologie, das Viel-Logische zu denken, verknüpfen?

Ottmar Ette hat diese Debatte mit seiner von *Lendemains* im Heft 125 (2007) veröffentlichten „Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften“ im Hinblick auf die spezifischen Bedingungen der Literaturwissenschaft in der gegenwärtigen Phase beschleunigter Globalisierung aufgenommen und vorangetrieben. Seine Forderung nach einer „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft“ versucht dezidiert, den so genannten „Lifes Sciences“ das Monopol des Wissens um das Leben zu bestreiten und die Literaturwissenschaft zunächst einmal selbst davon zu überzeugen, dass sie über Kompetenzen und Performanzen, über unterschiedlichste Formen eines Wissens vom und im Leben verfügt, die anderen Disziplinen nicht zur Verfügung stehen (können). Ist es daher nicht an der Zeit und nachgerade überlebenswichtig, dass sich die Literaturwissenschaft als ebenso geistes- und kulturwissenschaftliche wie (im Sinne von gr. *bíos*) lebenswissenschaftliche Grundlagenforschung begreift und ihr spezifisches Wissen ins Bewusstsein der Gesellschaft rückt?

Die Forderung nach einer Literaturwissenschaft, die sich selbst die Frage nach ihrem Nutzen und Nachteil für das Leben stellt, muss nach Jahrzehnten der Betonung der Eigengesetzlichkeit bis hin zur Autoreferentialität literarischer wie literaturtheoretischer Wissensproduktion wie eine Provokation wirken. Doch es geht gerade nicht darum, die mit dieser Orientierung verbundene Komplexitätssteigerung rückgängig zu machen – ganz im Gegenteil. Soll diese jedoch nicht zum Selbstzweck einer sich vor allem mit sich selbst auseinandersetzenden Disziplin werden, so muss sich die Literaturwissenschaft auch wieder ihrer Verantwortung für unser Wissen vom Leben bewusst werden. Dieses Wissen der Literatur riskiert sonst, bei einer breiten Öffentlichkeit zunehmend in Vergessenheit zu geraten. Ist die Literatur nicht jenes Mobile des Wissens, das uns den experimentellen Umgang mit kulturell wie sozial verschiedenartigsten Lebensformen und Lebensnormen erlaubt?

Die Literaturwissenschaft sollte sich zu ihrem originären Wissen in seinem Eigen-Sinn, in seiner Eigen-Logik bekennen, weil es ihr ohne dieses Be-

kenntnis nicht gelingen wird, die Gesellschaft von der Bedeutung und Notwendigkeit ihres Lebenswissens und Erlebenswissens zu überzeugen. Ist nicht die Widerständigkeit des Ästhetischen weit jenseits einer Ästhetik des Widerstands Symbol und Signal eines Wissens der Literatur, das sich nicht auf das historische Gewordensein beschränkt, stets auch prospektiv gerichtet ist und sich niemals mit einem wie auch immer gearteten *status quo* zufrieden gibt?

Die von Ottmar Ette mit Erich Auerbach erhobene Forderung, die Literaturwissenschaft solle sich dank ihres Lebensreichtums um das Leben kümmern, hat eine Debatte eingeleitet, die dem Jahr der Geisteswissenschaften gut zu Gesicht stand. Nach einer Podiumsdiskussion in Berlin mit Christoph Menke, Ansgar Nünning und Wolfgang Asholt, deren Statements zusammen mit anderen Stellungnahmen im unmittelbar nachfolgenden *Lendemains*-Heft (126/27) veröffentlicht wurden, gab es zahlreiche weitere Stellungnahmen, die in den folgenden Heften erschienen. An der Debatte nahmen Anglisten, Germanisten, Kulturtheoretiker, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaftler, Philosophen und Romanisten teil. Mit einer Bilanz von Ottmar Ette im Heft 129 wurde die *Lendemains*-Diskussion abgeschlossen.

Da es in der Folgezeit weitere Stellungnahmen gab, haben sich der Verfasser der Programmschrift und der Herausgeber von *Lendemains* entschlossen, diese für die Zukunft der Literaturwissenschaft nicht unwichtige Debatte mit einem Band zu dokumentieren und durch die Aufnahme der zusätzlichen Beiträge zu bereichern.

Eine englischsprachige Fassung der Programmschrift wird im Jahre 2010 in den USA erscheinen, eine spanischsprachige Ausgabe nebst einiger der hier versammelten Diskussionsbeiträge ist zum gleichen Zeitpunkt in Lateinamerika geplant, eine französische elektronische Zeitschrift wird voraussichtlich 2010 eine Auswahl von Artikeln und die Programmschrift veröffentlichen. Die internationale Rezeption wird dazu beitragen, dass sich auch die deutsche Debatte weiter intensiviert. Der vorliegende Band soll deshalb weniger eine abschließende Dokumentation als vielmehr eine Aufforderung zur umfassenden Diskussion dessen sein, was Literaturwissenschaft heute sein kann und zu welchem Behufe wir sie dringender denn je benötigen. Wenn das mit diesem Band befördert würde, hätte er seinen Zweck erfüllt.<sup>1</sup>

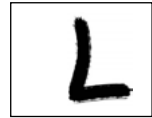
Osnabrück und Potsdam

Die Herausgeber

---

<sup>1</sup> Die Herausgeber danken allen an diesem Band Mitwirkenden für ihre Diskussionsbeiträge, Nathalie Crombée (Institut für Romanistik der Universität Osnabrück) dafür, diese in gewohnt kompetenter Weise für den Druck eingerichtet zu haben, und Tobias Kraft (Potsdam) für die Umschlaggestaltung. Ein Teil der in *Lendemains* erschienenen Beiträge ist für diesen Band überarbeitet worden. Herrn Dr. Gunter Narr und seinem Verlag sei dafür gedankt, dass sie das Zustandekommen dieses Bandes ermöglicht haben.

Ottmar Ette (Potsdam)



# Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Eine Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften<sup>1</sup>

## Aus dem Garten des Wissens

Im Vorwort zur zweiten, Ende 1873 entstandenen und wohl bis heute wirkungsmächtigsten seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, die eine längst historisch gewordene „Philosophie des Lebens“ wesentlich mitprägte, hat Friedrich Nietzsche unter Rückgriff auf Goethe betont, daß ihm alles verhaßt sei, was bloß belehre, ohne unmittelbar zu *beleben*. Und er fügte hinzu:

Gewiß, wir brauchen Historie, aber wir brauchen sie anders, als sie der verwöhnte Müßiggänger im Garten des Wissens braucht, mag derselbe auch vornehm auf unsere derben und anmutlosen Bedürfnisse und Nöte herabsehen. Das heißt, wir brauchen sie zum Leben und zur Tat, nicht zur bequemen Abkehr vom Leben und von der Tat, oder gar zur Beschönigung des selbststüchtigen Lebens und der feigen und schlechten Tat. Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen: aber es gibt einen Grad, Historie zu treiben, und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet: ein Phänomen, welches an merkwürdigen Symptomen unserer Zeit sich zur Erfahrung zu bringen jetzt eben so notwendig ist, als es schmerzlich sein mag.<sup>2</sup>

Diese unzeitgemäßen Überlegungen Nietzsches zu einem Symptom seiner Zeit entfalten sicherlich bis heute eine ebenso beunruhigende wie belebende Wirkung auf das Denken von Geschichte in ihrem Bezug zum Leben, unabhängig davon, ob wir diese Relation mit Nietzsche auf die Ebene eines einzelnen Menschen, eines Volkes oder einer Kultur beziehen. Nicht die Antworten des Philosophen auf die von ihm selbst gestellte Frage nach dem

---

<sup>1</sup> Der Verfasser ist Mitinitiator des DFG-Graduiertenkollegs „Lebensformen und Lebenswissen“ an den Universitäten Potsdam und Frankfurt/Oder. Hier ist der Ort, den dortigen KollegiatInnen und KollegInnen, dem Kreis meiner DoktorandInnen, nicht zuletzt aber auch Wolfgang Asholt sowie Vera und Ansgar Nünning Dank für viele Anregungen und Ermutigungen zu sagen.

<sup>2</sup> Friedrich Nietzsche: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. In ders.: *Werke in vier Bänden*. Mit einem Nachwort von Alfred Baeumler. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1955, 97.

Leben, nicht die Auftrennung in eine monumentalische, eine antiquarische und eine kritische Art, Geschichte zu betreiben,<sup>3</sup> oder die bis heute verstörende und gewiß auch gefährliche nietzscheanische Rede von der „Entartung“ der Historie wie des Lebens sollen uns hier interessieren. Vielmehr soll die Frage selbst im Mittelpunkt stehen, der sich der Verfasser von *Die fröhliche Wissenschaft* stellte: Wie läßt sich das Verhältnis der Historie und der Wissenschaft allgemein zum individuellen wie zum kollektiven Leben jenseits dessen bestimmen, was Nietzsches geißelnder Spott als „das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen“ und als den „Staub bibliographischer Quisquilien“<sup>4</sup> verhöhnte.

Eine vielleicht noch erstaunlichere, zugleich aber für die Philologien noch belebendere Wirkung könnten Nietzsches Betrachtungen dann entfalten, wenn wir sie nicht nur auf die Geschichte und die Geschichtswissenschaft, sondern auf die Literaturgeschichte und die Literaturwissenschaft übertragen und (uns) nach dem Nutzen und Nachteil der Literaturwissenschaft(en) für das Leben fragen würden. Was also wäre eine solche Wissenschaft – und deren Theorie –, wenn wir sie nach ihrer Bedeutung für das Leben befragten und nach ihren Möglichkeiten, die Grenzen eines „Gartens des Wissens“ zu überschreiten, als dessen Intensivkultur – ich spreche nicht von Treibhaus – man die akademische und universitäre Literaturwissenschaft und Literaturtheorie betrachten könnte. Wie also wäre die Beziehung zwischen diesem *hortus*, dessen relative Autonomie hier in keiner Weise unterlaufen werden soll, und jenem Leben zu denken, dessen Begriff auf eigentümliche Weise aus dem philologischen Garten des Wissens ausgeklammert scheint?

Gewiß darf und sollte man sich zunächst der Frage stellen, ob eine solche Fragestellung überhaupt zulässig und „erlaubt“ ist. Warum, so ließe sich kritisch einwenden, sollte sich Literaturtheorie überhaupt mit dem Leben oder zumindest mit dem Bezug der Literatur zum Leben auseinandersetzen? Oder derber: Was hat die Literaturwissenschaft mit dem Leben zu schaffen? Denn haben wir nicht gerade im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den westlichen Demokratien lange genug gebraucht, um die relative Autonomie des Feldes der Literatur, des *champ littéraire*, wie auch des intellektuellen Feldes, des *champ intellectuel*,<sup>5</sup> zu begreifen und in einem nie ganz abzuschließenden Prozeß auch zu erstreiten? Da ist doch die Be-

---

<sup>3</sup> Ebda., 111-119.

<sup>4</sup> Ebda., 123.

<sup>5</sup> Immer noch lesenswert ist die Studie des akademischen Feldes durch Bourdieu, Pierre: *Homo academicus*. Paris: Minuit, 1984; zur Theorie Pierre Bourdieus insbesondere mit Blick auf das intellektuelle wie das literarische Feld vgl. Joseph Jurt: *Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1995.

fürchtung naheliegend und legitim, die Herstellung einer Beziehung zwischen der Philologie und dem Leben könnte über die Eigengesetzlichkeit literarischer wie literaturtheoretischer Wissensproduktion hinweglügen und unsere historisch gewachsene Einsicht in die Komplexität und den Eigen-Sinn, die Eigen-Logik dieses Gartens des Wissens zerstören.

So sei vorsorglich den nachfolgenden – und ich hoffe in einem positiven Sinne unzeitgemäßen da sehr wohl zeitbezogenen – Überlegungen vorausgeschickt, daß es nicht darum gehen kann, den Grad an Komplexität zu vermindern oder einzuschränken, der unser Verständnis von Literatur und literarischer Produktion wie von Literaturtheorie und literaturwissenschaftlicher Reflexion heute im allgemeinen prägt. Es kann uns nicht darum zu tun sein, die Literatur als bloßen Reflex einer Gesellschaft im Sinne einer wie auch immer – vulgärmarxistisch oder positivistisch – gewendeten Widerspiegelungstheorie mißzuverstehen, die Intertextualitätstheorie auf eine bloße positivistische Quellenforschung zu reduzieren oder die inter- und transmedialen wie die inter- und transkulturellen Dimensionen literarischen Schreibens auf fahrlässige Weise auszublenden. Auch ist hier keine Rückkehr zu längst historisch gewordenen lebensphilosophischen Betrachtungsweisen beabsichtigt, die in der Literaturwissenschaft noch nie viel Nennenswertes hervorbrachten. Kein Zweifel aber kann daran bestehen, daß die Frage nach Literaturwissenschaft und Literaturtheorie stets eine Frage nach den jeweils spezifischen historischen, kulturellen, sozio-ökonomischen und nicht zuletzt auch wissenschaftspolitischen Kontexten miteinschließt. Und diese haben sich – wie mir scheint – gerade in jüngster Zeit in grundlegender und für den Bestand der Philologien keineswegs günstiger Weise verändert.

Denn längst sind die Philologien im öffentlichen wie auch im wissenschaftspolitischen Diskurs ins Hintertreffen geraten und nehmen im Kampf um die Verteilung von Ressourcen – wie die erste Runde der Exzellenz-Initiative in Deutschland ein weiteres Mal in aller Deutlichkeit vor Augen führte – einen unverkennbar marginalen Platz ein. In einer Situation, in der die neuen Bundesländer bei der ersten und entscheidenden Verteilungsrunde in ihrer Gesamtheit kaum mehr als 3 Prozent dieser zusätzlichen, für die Entwicklung aber unabdingbaren Mittel erhielten, könnte man sagen, daß die Geisteswissenschaften so etwas wie das Ostdeutschland der deutschen Forschungslandschaft repräsentieren. Und dies zu einem Zeitpunkt, in dem gerade sie dringend dazu gebraucht würden, nicht nur die Lehrerausbildung sicherzustellen und die chronische Bildungsmisere zu bekämpfen, sondern einen substanziellen Beitrag zu einem der wohl drängendsten Probleme des 21. Jahrhunderts zu leisten, zu dessen Lösung gerade die Naturwissenschaften eher wenig anzubieten haben: dem Zusammenleben verschiedenster Kulturen in Differenz und gegenseitiger Achtung.

Es gibt gewiß eine hier nicht zu erörternde Vielzahl von Gründen dafür, warum die Geisteswissenschaften – und allen voran die Philologien – derart an öffentlicher Wertschätzung verloren haben und zugleich die Zahl ihrer Studierenden umgekehrt proportional ist zum Umfang ihnen zugestander Mittel. Die Attraktivität von Geistes- und Kulturwissenschaften für junge Menschen ist – alle Statistiken zeigen es – ungebrochen. Wird aber das „Jahr der Geisteswissenschaften“ 2007 in Deutschland einen Beitrag dazu leisten, den Bestand dieser Fächer zu sichern und ihr Über- und Weiterleben in vertretbaren Größenordnungen zu garantieren? Es wird darauf ankommen, innerhalb eines veränderten Umfelds konzeptionelle Neuausrichtungen zu entwickeln und sich nicht zuletzt auch der von Nietzsche in einem anderen historischen Kontext aufgeworfenen (Gretchen-) Frage zu stellen: Sag, wie hältst Du es mit dem Leben?<sup>6</sup>

Ein gerade mit Blick auf die künftigen Entwicklungschancen der Kultur- und Geisteswissenschaften im allgemeinen und der Literaturwissenschaften im besonderen entscheidender Punkt scheint mir die Tatsache zu sein, daß mit den *Life Sciences*, den sogenannten „Lebenswissenschaften“, eine biowissenschaftliche Fächerkonstellation den Lebensbegriff auf derart öffentlichkeitswirksame und geradezu selbstverständliche Weise okkupiert hat, daß die *Humanities* gegenüber den *Life Sciences* in eben jenem Maße von einem Wissen vom Leben ausgebürgert erscheinen, wie die *Scholars* gegenüber den *Scientists* aus dem Bereich „wirklicher“ Wissenschaften zumindest begrifflich ausgeschlossen wurden. Die Reduktion eines breit angelegten und gerade auch die kulturellen Dimensionen miteinbeziehenden Verständnisses von *bios* auf ein biowissenschaftlich-naturwissenschaftliches Konzept aber stellt eine Gefahr für das Leben einer Gesellschaft und ihrer kulturellen wie wissenschaftlichen Entwicklung dar. Können die Kulturwissenschaften, werden die Literaturwissenschaften überzeugende Antworten auf diese Herausforderungen finden und effiziente Gegenstrategien entwickeln und ins Werk setzen? Wenig deutet derzeit darauf hin.

Mir scheint es vor dem soeben skizzierten Hintergrund an der Zeit und in einem ganz konkreten Sinne für die hier zu diskutierenden Disziplinen und Fächer nachgerade überlebenswichtig zu sein, daß sich die Literaturwissenschaften als Lebenswissenschaften begreifen und im Sinne einer geisteswissenschaftlichen *Grundlagenforschung* nach dem Nutzen und dem Nachteil der Literaturwissenschaften für das Leben fragen. Die Neubesinnung der Philologien auf den Lebensbegriff sollte dabei nicht als eine vordergründige und kurzatmige Taktik, sondern als ein auf die Inhalte wie die Methoden dieser Fächer selbst zurückgreifender strategischer Versuch ver-

<sup>6</sup> Daß sich die Biowissenschaften immer wieder – und auch in öffentlichkeitswirksamer und zugleich fundierter Form – der Auseinandersetzung mit dieser Frage widmen, belegen umfangreiche Bände wie die von Detlev Ganten, Thomas Deichmann, Thilo Spahl: *Leben, Natur, Wissenschaft. Alles, was man wissen muss.* Frankfurt/M.: Eichborn, 2003.

standen werden, die nicht wegzudiskutierende gesellschaftliche Bringschuld der *Sciences humaines* neu zu reflektieren und bislang bestenfalls von der Philosophie genutzte gewaltige Potentiale für die innere Entwicklung dieser Disziplinen und Fächer abzurufen. Denn eine Wissenschaft, die ihr Wissen nicht in die Gesellschaft schafft, mißachtet ihre gesellschaftliche Bringschuld und ist am Ende mit schuld, wenn die Gesellschaft sie um ihre Mittel bringt.<sup>7</sup>

Sollten die Kulturwissenschaften folglich auf Konfrontationskurs mit den Naturwissenschaften gehen? Dies wäre ebenso simplistisch gedacht wie kurzsichtig. Eine Doppelstrategie wäre weitaus sinnvoller und effizienter. Denn jenseits einer durchaus konfrontativen Auseinandersetzung mit dem semantischen Reduktionismus eines biowissenschaftlich formulierten Lebensbegriffes dort, wo dieser Anspruch erhebt, für die Gesamtheit einer wissenschaftlichen Erforschung des Lebens eintreten zu können, ist es gerade für die Philologien lebenswichtig, auf kooperative Weise im wissenschaftlichen Dialog mit den Biowissenschaften eine Entwicklung anzubahnen, die unter fundamentaler Einbeziehung kultur- und geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse die transdisziplinäre Gewinnung eines Verständnisses des Lebens wie der Lebenswissenschaften ermöglicht, welches die letztlich imaginäre und doch immer wieder gerne imaginierte und zementierte Grenze zwischen den von Charles Percy Snow so genannten „zwei Kulturen“<sup>8</sup> überwindet.

Es geht folglich um eine zugleich kontrastive und komplementäre Vernetzung der unterschiedlichsten Wissenschaften. Für die Kulturwissenschaften ist es von vitalem Interesse, in das wissenschaftliche Gesamtsystem und die Zirkulation des Wissens in der Gesellschaft nicht nur im besten Falle als Kompensationswissenschaften eingebunden zu sein und damit letztlich Gefahr zu laufen, auf den Status reparaturwissenschaftlicher Hilfstrupps reduziert zu werden, die – wie derzeit etwa die Arabistik und die Islamwissenschaften – in den Genuß mehr oder minder kurzfristiger Kompensationszahlungen gelangen. Es wird für die Zukunft gerade auch der Philologien und ihrer Theoriebildungen entscheidend sein, ob ihnen die Entwicklung wissenschaftlicher Strategien und Ansätze gelingt, die sie als vollgültige und nicht wegzudenkende Bestandteile in eine nicht-reduktionistische Konzeption der Lebenswissenschaften einbinden. Denn leider ist die Zwei-Kulturen-These zumindest auf diskursiver, aber gewiß auch auf wissenschaftspolitischer Ebene kein Schnee von gestern.

Umso wichtiger ist es, die kritische Funktion und das kritische Potential gerade auch der Literaturtheorie zu nutzen, um auf dialogische und theore-

---

<sup>7</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Ottmar Ette: *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz (ÜberLebenswissen II)*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2005, 269sq.

<sup>8</sup> Vgl. C.P. Snow: *The Two Cultures*. With Introduction by Stefan Collini. Cambridge: Cambridge University Press, 1993.

tisch, nicht ideologisch<sup>9</sup> fundierte Weise „im Dienste des Lebens“<sup>10</sup> nach einem offenen Lebensbegriff und einem Wissen vom Leben als Wissen im Leben zu fragen. Diese doppelte Zielrichtung könnte gerade die Literaturwissenschaften davor bewahren, sich in einem im Sinne Nietzsches verstandenen und vom Leben wie vom Lebensbegriff immer stärker abgekoppelten behaglichen Garten des Wissens einzurichten. Denn, so Nietzsche am Ende seines Vorwortes: „ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß – das heißt gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit – zu wirken.“<sup>11</sup>

## Lebenswissen und Lebenswissenschaften

Jüngst hat der Herausgeber der *Romanistischen Zeitschrift für Literaturgeschichte* anlässlich des Erscheinens des dreißigsten Jahrgangs dieses angesehenen Periodikums darauf verwiesen, daß der Anspruch der Gründungsherausgeber dieser maßgeblich von Erich Köhler geprägten Zeitschrift auch nach drei Jahrzehnten – und „wie viele schnellzünftig dekretierte Paradigmenwechsel und *turns* liegen hinter uns?“ – „seine Gültigkeit“ bewahrt habe.<sup>12</sup> Der entscheidende Ausgangspunkt sei die Überzeugung gewesen, daß die Literaturwissenschaft ihre Aufgabe nur erfüllen könne, wenn sie sich als eine historische Disziplin verstehe und „mit dem Gesamtprozess der Geschichte als der Geschichte der menschlichen Gesellschaft vermittelt“ sei.<sup>13</sup> Um es gleich vorwegzunehmen: Die vorliegenden Überlegungen führen zwar keinen lebenswissenschaftlichen *turn* der Literaturwissenschaften im Schilde, versuchen aber sehr wohl, die Frage nach dem Bezug der Literatur zur Geschichte der menschlichen Gesellschaft dadurch eine neue Wendung zu geben,<sup>14</sup> daß sie die Frage nach dem individuellen wie kollektiven Leben in den unmittelbaren Horizont literaturwissenschaftlichen Tuns rücken.

Mit der Einführung der Begriffsprägung „Lebenswissen“ verbindet sich der Versuch, mit Hilfe dieses Horizontbegriffs die in der Produktion, Distri-

<sup>9</sup> Zur Unterscheidung zwischen Theorie und Ideologie vgl. Peter V. Zima: *Ideologie und Theorie. Eine Diskurskritik*. Tübingen: A. Francke Verlag, 1989.

<sup>10</sup> Nietzsche: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, op. cit., 124.

<sup>11</sup> Ebda., 99.

<sup>12</sup> Henning Krauss: „Editorial“. *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte/Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes* (Heidelberg) XXX, 1-2 (2006), iii.

<sup>13</sup> Ebda.

<sup>14</sup> Das hiermit verbundene fachgeschichtliche Selbstverständnis behandelt das Kapitel „Die Aufgabe der Philologie. Von Klassikern romanistischer Literaturwissenschaft“ in Ottmar Ette: *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2004, 51-96.



bution und Rezeption von Kunst und Literatur beobachtbaren Wissensbestände und Logiken von Lebensvorgängen verstärkt in den Fokus literatur- und kulturwissenschaftlicher Analysen zu bringen. Was aber ist unter dieser neuen begrifflichen Prägung zu verstehen?

Lebenswissen entfaltet terminologisch die komplexe Beziehung zwischen den beiden semantischen Polen des Kompositums und beinhaltet ein Wissen über das Leben und vom Leben wie ein Wissen des Lebens von sich selbst, ein Wissen zum und im Leben wie ein Wissen als fundamentale Eigenschaft und als Bestandteil von Leben wie von Lebensprozessen überhaupt. Die Selbstreflexivität dieser Prozesse ist sinnfällig: Lebensformen, Lebensweisen und Lebenspraktiken setzen immer ein bestimmtes Lebenswissen voraus, sind mit diesen – selbst auf der Ebene des Habitus oder des *life style* – auf höchst komplexe Weise rückgekoppelt. Lebenswissen wird nicht zuletzt durch die Praxis und die Reflexion konkreter Lebensformen kontinuierlich transformiert und readaptiert. Diese dynamischen Veränderungen und Neuanpassungen von Lebenswissen werden aber auch in grundlegender Weise durch Simulakra, durch fiktionale Lebensmodelle, durch inszenierte Lebensformen mitgeprägt. Lebenswissen impliziert – in einer kulturell und sozial freilich sehr unterschiedlich gegebenen Varianzbreite – ein geschärftes selbstreflexives Bewußtsein von der Vorläufigkeit, Modellierbarkeit und Optimierbarkeit eines derartigen Wissens: Die eigenen Vorstellungen können prinzipiell wie pragmatisch in bestimmtem Maße zur Disposition gestellt werden.

Der Fragehorizont von Lebenswissen ist in erster Linie philologisch-kulturtheoretisch sowie philosophisch bestimmt und impliziert eine Neuorientierung von Literaturtheorie auch insoweit, als die Einbeziehung des Lebensbegriffs eine zumindest interdisziplinäre, idealiter aber auch transdisziplinäre und damit die verschiedenen Disziplinen nicht nur miteinander in Dialog setzende, sondern in fundamentaler Weise querende Auseinandersetzung mit ethischen wie biowissenschaftlichen Ansätzen und Diskursen erforderlich macht. Der Begriff Lebenswissen beinhaltet damit von Beginn an eine *doppelte* Zirkulation des Wissens, insofern zum einen Leben und Wissen in einem sich gegenseitig bedingenden Austausch stehen, wobei – wie erwähnt – die unterschiedlichsten wechselseitigen Konnexionen zwischen Leben und Wissen ins Spiel gebracht werden. Zum anderen beinhaltet der Begriff aber auch eine Zirkulation des Wissens auf fächerübergreifender Ebene, wobei sich die verschiedenartigsten Anschlußmöglichkeiten zwischen stärker natur- oder kulturwissenschaftlich ausgerichteten Disziplinen ergeben und transdisziplinär entfalten lassen.

Aus literaturtheoretischer Sicht kommt der Literatur innerhalb dieser Zirkulation des Wissens auf beiden Ebenen keineswegs eine „sekundäre“, sondern eine (theoretisch wie lebenspraktisch) herausragende Bedeutung zu. Denn Literatur läßt sich begreifen als sich wandelndes interaktives Spei-

chermedium von Lebenswissen, das nicht zuletzt Modelle von Lebensführung simuliert und aneignet, entwirft und verdichtet und dabei auf die unterschiedlichsten Wissenssegmente und wissenschaftlichen Diskurse zurückgreift. So formulierte Roland Barthes in seinem im September 1967 ursprünglich im *Times Literary Supplement* erschienenen Essay „De la science à la littérature“:

Es gibt ganz gewiß keinen einzigen wissenschaftlichen Gegenstandsbereich, der nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt von der Weltliteratur (*littérature universelle*) behandelt worden wäre: Die Welt des Werkes ist eine totale Welt, in der das ganze (soziale, psychologische, historische) Wissen seinen Platz findet, so daß die Literatur für uns jene große kosmogonische Einheit besitzt, an der sich die alten Griechen erfreuten, die uns aber der kleinparzellierte Zustand unserer Wissenschaften heute versagt. Überdies ist die Literatur wie die Wissenschaft methodisch: Sie besitzt ihre eigenen Forschungsprogramme, die je nach Schulen und Epochen (ganz wie im Bereich der Wissenschaft) variieren, verfügt über eigene Regeln der Erforschung, ja erhebt bisweilen experimentelle Ansprüche.<sup>15</sup>

Da Literatur darauf spezialisiert ist, weder disziplinär noch lebensweltlich spezialisiert zu sein und als verdichtetes und verdichtendes Zirkulationsmedium unterschiedlichster Wissensbereiche und Wissensfragmente angesehen werden darf, kommt ihr als Kommunikations- und Aneignungsform ästhetischer Erfahrung in besonderem Maße die Fähigkeit zu, nicht nur in unterschiedlichsten Formen Lebenswissen bereit zu halten und zur Verfügung zu stellen, sondern Lebensformen künstlerisch – durchaus im Sinne eines sekundären modellbildenden Systems<sup>16</sup> – zu modellieren und ästhetisch erfahrbar zu machen. Wie aber läßt sich dieses Vermögen mit der historisch so erfolgreichen Entwicklung naturwissenschaftlicher Diskurse vom Leben im Kontext der Moderne verbinden?

In seinem 1966 erschienenen Grundlagenwerk *Les mots et les choses* hat Michel Foucault bekanntlich die Veränderungen, die sich zwischen 1775 und 1795 auf dem Gebiet der Naturgeschichte vollzogen, analysiert<sup>17</sup> und daraus den Schluß gezogen, daß die „allgemeinen Prinzipien der *taxinomia*, die die Systeme von Tournefort und von Linné, die Methode von Adamson bestimmten, [...] für Jussieu, für Vicq d’Azyr, für Lamarck und für Candolle immer noch auf gleiche Weise Geltung“<sup>18</sup> besessen hätten. Dennoch seien die Beziehungen zwischen sichtbaren und unsichtbaren Strukturen in diesem Zeitraum deutlich modifiziert worden, insofern man sich „auf die Existenz

<sup>15</sup> Roland Barthes: „De la science à la littérature“. In: ders.: *Ceuvres complètes*. Tome II. Edition établie et présentée par Eric Marty. Paris: Seuil, 1994, 428 (Übers. O.E.).

<sup>16</sup> Vgl. Jurij M. Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. Übersetzung von Rolf-Dietrich Keil. 2. unveränderte Auflage. München: W. Fink Verlag, 1986.

<sup>17</sup> Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974, 279.

<sup>18</sup> Ebda., 280.

für das Lebewesen wesentlicher Funktionen“<sup>19</sup> orientiert und den „Begriff des Lebens für die Anordnung der natürlichen Wesen unerlässlich“<sup>20</sup> gemacht habe. Damit aber veränderte sich das Verständnis der Klassifikation selbst:

Klassifizieren heißt also nicht mehr, das Sichtbare auf sich selbst beziehen, indem man einem seiner Elemente die Aufgabe überträgt, die anderen zu repräsentieren, sondern heißt, in einer die Analyse drehenden Bewegung, das Sichtbare wie auf seine tiefe Ursache auf das Unsichtbare zu beziehen, dann aus dieser geheimen Architektur wieder zu deren manifesten Zeichen hinaufzusteigen, die an der Oberfläche der Körper gegeben sind.<sup>21</sup>

Das Grundlegendwerden des Gegensatzes zwischen Organischem und Anorganischem geht einher mit der „Opposition zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem“<sup>22</sup> und markiert von seiten der sich postnaturgeschichtlich neu konstituierenden Wissenschaften vom Leben her jene neue Ordnung der Disziplinen wie der Kulturen, in der sich um 1800 die Moderne in den sie prägenden epistemologischen – und das heißt nicht nur naturwissenschaftlichen, sondern gerade auch kulturellen – Differenzen konstituiert.<sup>23</sup> Die von Michel Foucault oder Wolf Lepenies<sup>24</sup> untersuchten Wissenssysteme und Taxonomien des Klassifizierens verdeutlichen darüber hinaus, daß diese Unterscheidungen zugleich beinhalten, daß das Leben in einem biowissenschaftlichen Sinne zum Objekt wird und sich das Wissen über diesen Gegenstand *außerhalb* desselben akkumuliert, ihm also äußerlich ist. Dies gilt es zu bedenken, wenn man die im Kontext öffentlicher Debatten um die Stammzellenforschung aufgestellte Forderung Jürgen Habermas’ an die Philosophen auch auf die Literaturwissenschaftler und insbesondere die LiteraturtheoretikerInnen bezieht:

Die neuen Technologien drängen uns einen öffentlichen Diskurs über das richtige Verständnis der kulturellen Lebensform als solcher auf. Und die Philosophen haben keine guten Gründe mehr, diesen Streitgegenstand Biowissenschaftlern und Science-Fiction-begeisterten Ingenieuren zu überlassen.<sup>25</sup>

---

<sup>19</sup> Ebda., 281.

<sup>20</sup> Ebda., 282.

<sup>21</sup> Ebda., 283.

<sup>22</sup> Ebda., 286.

<sup>23</sup> Vgl. die Tagungsakten von Hansjörg Bay, Kai Merten (eds.): *Die Ordnung der Kulturen. Zur Konstruktion ethnischer, nationaler und zivilisatorischer Differenzen 1750–1850*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006; sowie Ottmar Ette, Ute Hermanns, Bernd M. Scherer, Christian Suckow (eds.): *Alexander von Humboldt – Aufbruch in die Moderne*. Berlin: Akademie Verlag, 2001.

<sup>24</sup> Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978.

<sup>25</sup> Jürgen Habermas: *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Vierte, erweiterte Auflage. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2002, 33.